

# KUNSTCHRONIK

MONATSSCHRIFT FÜR KUNSTWISSENSCHAFT  
MUSEUMSWESEN UND DENKMALPFLEGE

MITTEILUNGSBLATT DES VERBANDES DEUTSCHER KUNSTHISTORIKER E. V.  
HERAUSGEGEBEN VOM ZENTRALINSTITUT FÜR KUNSTGESCHICHTE IN MÜNCHEN  
VERLAG HANS CARL, NÜRNBERG

---

43. Jahrgang

Juni 1990

Heft 6

---

## Denkmalpflege

ZUM SCHICKSAL DER BAU- UND KUNSTDENKMÄLER IN DER DDR  
(mit sieben Abbildungen)

### *Vorbemerkung*

Der Aufforderung der Redaktion der *Kunstchronik*, einen Beitrag zu diesem Thema zu schreiben, ist der Autor zögernd, aber schließlich doch in dem Bewußtsein nachgekommen, daß die DDR für viele Kunsthistoriker in Westdeutschland ein sehr fernes Land ist, nun aber plötzlich eine staatliche Vereinigung mit ihr bevorsteht. Eine Information über dieses Thema dürfte deshalb nicht ohne Nutzen sein. Dem Beitrag liegen weder statistische Erhebungen noch intensive neuerliche Konsultationen mit Fachkollegen zugrunde, geschweige denn ein institutioneller Auftrag. Er basiert allein auf der mehr als dreißigjährigen Erfahrung des Autors als Kunsthistoriker und Denkmalpfleger in Dresden, ist also als ganz persönliche Meinungsäußerung zu verstehen.

Ziel dieser Zeilen ist es nicht, den mannigfachen Bankrotterklärungen der letzten Wochen zum wirtschaftlichen und geistigen Leben in der DDR eine solche der Denkmalpflege anzufügen. Zwar liegt es jetzt vor aller Augen, was uns schon seit vielen Jahren bewußt war: Durch Mißwirtschaft im allgemeinen und den Niedergang der Bauwirtschaft im besonderen sind wichtige und weniger wichtige Denkmäler, ganze Ensembles, Städte, Dörfer und Denkmallandschaften gefährdet und zum Teil schon verloren. Rettungstaten scheinen gleichwohl lohnend, könnte diese Stunde Null als Kairos gedeutet und erfaßt werden. Dieses besondere „Glück“ der Bau- und Kunstdenkmäler besteht darin, daß sie weithin unverfälscht sind, nur einer substanzialen Erhaltung, nicht einer ideellen Katharsis bedürfen. Sie bedeuteten für die Menschen, die im Land geblieben sind, Rückhalt und Versicherung des Zusammenhangs mit der Kultur Deutschlands und Europas. Es sind Monumente geblieben, eine historische Alternative zu dem ideologischen Alleinherrschaftsanspruch des Regimes und seines Apparates, von breiten Schichten des Volkes so verstanden und geliebt. Jahrzehntlang des unmittelbaren Kontakts mit den westeuropäischen Ländern beraubt, haben auch wir als Fachleute die Denkmale

mehr mit den Augen Georg Dehios gesehen als mit den teils abschätzigen, teils vieldeutigen Urteilen gegenwärtiger Kunstgeschichte, deren gesellschaftliche Hintergründe jenseits unserer nicht leichten Alltagserfahrung lagen. Theoretisch haben wir sehr wohl neue geistige Bewegungen jenseits der Grenze zur Kenntnis genommen. Was sie bedeuten, beginnen wir jetzt erst zu begreifen. Diesen geistigen Abstand näher zu erläutern, würde bedeuten, Geschichte zu schreiben, eine in diesem Zusammenhang unlösbare Aufgabe. Es geht hier vielmehr um die „Schicksale“ der Bau- und Kunstdenkmäler, erstmals nicht um die mehr oder weniger gelungenen Taten der Denkmalpflege, über die in zahlreichen Publikationen berichtet worden ist. Dazu sei eine kurze Erläuterung erlaubt: Die im Westen weitverbreitete Meinung, daß die Denkmalpflege in der DDR nur Erfüllungsgehilfe staatlicher Renommiersucht war, ist nicht wahr. Wenn solches vielleicht für das Schauspielhaus oder das Nikolaiviertel in Berlin zutrifft, so für die Dresdner Oper nur sehr begrenzt und erst recht nicht für das Dresdner Schloß, den Naumburger und Brandenburger Dom, das Münster in Doberan, die St. Annenkirche in Annaberg und gleich gar nicht für die großen und kleinen Baudenkmäler, die — keine Touristenziele — doch nicht zu Ruinen geworden sind. Ihre so selbstverständlich scheinende Existenz läßt vergessen, daß sehr viele von ihnen bedroht gewesen sind. Vielleicht darf hier doch auch ohne Selbstüberhebung festgestellt werden, daß die wissenschaftliche und praktische Intensität der Auseinandersetzung mit dem Einzeldenkmal in vielen Fällen durchaus internationalen Maßstäben standhalten konnte. Zufrieden durften wir mit dem Erreichten allerdings niemals sein. So bedeutet es keinen Widerspruch, wenn hier der Blick vor allem auch auf den unaufhaltsamen Schwund von Bau- und Kunstdenkmälern gelenkt wird. In der von Mangel gekennzeichneten Gesellschaftsordnung ging es immer vorrangig um ihr Sein oder Nichtsein. Noch ist hier der zweite Weltkrieg in den zahlreichen Kriegsruinen ganz nahe. Hinter der Tatsache, daß sie überhaupt noch stehen, verbergen sich oft die eigentlichen Heldentaten. Ruinen — wie die Klosterkirche und das Schloß in Dargun/Kr. Malchin, die Stadtkirchen in Beeskow/Kreisstadt im Bezirk Frankfurt/Oder, Zerbst/Kreisstadt im Bezirk Magdeburg, die Kirche in Dresden-Loschwitz, die Johanniskirche in Brandenburg/Kreisstadt im Bezirk Potsdam, die Schlösser Dahme/Kr. Luckau und Muskau/Kr. Weißwasser mögen einer endgültigen Vernichtung dadurch entgangen sein, daß ihr entlegener Standort eine nur geringe politische Herausforderung bedeutet hat. Wie Ruinen früherer Kriege durften diese Objekte langsam verenden. Noch immer großartig, aber schwer gefährdet ist die Ruine der Georgenkirche in Wismar, die nach wie vor die alte Ostseestadt überragt. In der Hauptstadt der DDR und in allen Bezirksstädten hingegen forderten die Ideologie und das entsprechende Städtebauprogramm vor allem zwischen 1955 und 1970 große Opfer. Man beseitigte nicht nur schwerst getroffene, sondern zum Teil nur beschädigte Denkmäler. Ins öffentliche Bewußtsein ist nur die Vernichtung der Stadtschlösser von Berlin und Potsdam, vielleicht noch der Garnisonskirche gedrungen. Daß aber die Marienkirche in Wismar, die Jakobikirche in Rostock, mehrere Kirchen in Magdeburg, die Matthäi- und Johanniskirche in Leipzig, die Sophienkirche in Dresden und allein hier 13 weitere Kirchenruinen — um nur Beispiele zu nennen — diesem Wahn zum Opfer gefallen sind, ist längst vergessen, von den durchaus wieder herstellenswerten Bürgerhäusern und Palais in Dresden, Leipzig, Magdeburg oder Potsdam nicht zu sprechen. Auch die Ruinen von

Schlössern ehemals regierender Fürstenhäuser wie Neustrelitz, Dessau, Zerbst und Schwedt gingen unter. Dem Mut vieler Bürger, von Denkmalpflegern, Architekten und Arbeitern ist es zu danken, wenn das Dresdner Residenzschloß als einzige Ruine diesem Schicksal mit knapper Not entging. Dies gilt nicht weniger für die Ruinen der Frauenkirche, des Taschenbergpalais (*Abb. 1*), der Orangerie und des Kurländerpalais, die Rettung des Landhauses, des Gewandhauses, des Palais im Großen Garten und des Coselpalais, sogar für die Oper und Galerie Semper, die alle zeitweise vom Abbruch bedroht waren. In Leipzig fielen die nur wenig beschädigten Gebäude des Neuen Gewandhauses, des Bildermuseums und der Universität der Neuerungssucht von Politikern und Architekten zum Opfer. In einem halbruinösen Neorenaissancebauwerk fristet die Universitätsbibliothek 45 Jahre nach dem Krieg ein unwürdiges, kümmerliches Dasein. In einigen Fällen konnten Kriegsruinen gesichert werden und als solche erhalten bleiben. Als wichtigstes Beispiel ist die Marienkirche in Frankfurt/Oder zu nennen. Die Franziskanerkirche in Berlin und das Langhaus der Barfüßerkirche in Erfurt werden ebenfalls als konservierte Ruinen erhalten, wobei der Aufwand beträchtlich ist. Im Falle der Johanniskirche in Magdeburg wurde die Ruine in das Elbpanorama der Stadt einbezogen. Dagegen zielt der besonders stereotype Wiederaufbau der Innenstadt von Dessau geradezu darauf ab, die Ruine der Marienkirche und den Rest des Schlosses, den „Johannbau“, nun auch noch zu beseitigen. Dem mutigen Eintreten der Hallenser Denkmalpflege ist der alsbaldige Wiederaufbau des Halberstädter Domes, der Liebfrauen-, Andreas- und Martinikirche in Halberstadt, des Magdeburger Domes sowie der Liebfrauenkirche, Sebastians-, Petri- und Wallonerkirche in Magdeburg zu danken. Das sind nur einige Beispiele für die Rettungstaten an den großen Monumenten zwischen Harz und Elbe. Sachsen gelang der Wiederaufbau des Zwingers und der Kreuzkirche in Dresden sowie die Wiederherstellung der St. Wolfgangskirche in Schneeberg und der Johanniskirche in Plauen. Der Wiederaufbau der Nikolaikirche in Potsdam und später der Berliner Kirchen — Hedwigs-kathedrale, Dom, Nikolaikirche, Friedrichwerdersche Kirche und der Kirchen am Gendarmenmarkt — fällt schon nicht mehr in die unmittelbare Nachkriegszeit. In Rostock konnten die Petri- und Nikolaikirche gerettet werden, in Neubrandenburg wurde die Marienkirche überdacht, desgleichen die Marienkirche in Prenzlau. Der Wiederaufbau dieser letztgenannten Denkmale ist noch nicht vollendet. Die Kriegsverluste an Werken der bildenden Kunst wurden nur in Sachsen von Walter Hentschel wissenschaftlich dokumentiert; für die anderen Länder fehlen entsprechende Arbeiten. Bedauerlich bleibt, daß 1945 in heute polnische Gebiete und in die Tschechoslowakai ausgelagerte Kunstschatze bisher nicht zurückgegeben wurden, so z.B. der Taufkessel der Peterskirche in Görlitz oder Altargeräte des 13. Jahrhunderts aus dem Kloster Marienstern.

Auch in das Kriegsgeschehen nicht verwickelte Baudenkmäler und ihre Kunstschatze waren schon unmittelbar nach dem Kriege schwer bedroht, an erster Stelle die Schlösser und Herrensitze mit ihren Ausstattungen. Gemäß Befehl der Sowjetischen Militäradministration von 1945 war es ins Belieben der Gemeinden gestellt, Schlösser, die sich nicht zu gemeinnützigen Zwecken eigneten, abzubringen. Eine Übersicht über die dadurch eingetretenen kulturellen Verluste besteht noch nicht. Allein in Sachsen sind damals nach dem Stand vom 8.4.1948 129 von den schon damals 397 unter Denkmalschutz ste-

henden Schlössern und Herrenhäusern abgetragen worden, darunter Renaissanceschlösser wie Schweta/Kr. Döbeln oder Bornitz/Kr. Oschatz, großartige Anlagen wie Schloß Tiefenau/Kr. Riesa oder Stösitz/Kr. Riesa und Schlösser, deren Bausubstanz in vielen Jahrhunderten gewachsen war wie Seerhausen/Kr. Riesa. Zu den Inkunabeln der Neogotik gehörte das Schloß Altfranken bei Dresden. Aber auch dort, wo die Bauten erhalten blieben, wurde das Kunstgut geplündert und geraubt, vernichtet und zerstreut. Die Landesämter und Museen bemühten sich in Schloßbergungsaktionen um die Rettung von Kunstbesitz. Was dabei gesichert werden konnte, ist aber nur ein geringer Prozentsatz des ehemals Vorhandenen. Eine Dokumentation über die Verluste an Schlössern und ihrem Kunstgut existiert nicht, ein dringend notwendiges Desiderat, da nur noch wenige Zeitzeugen leben. Nur im Ausnahmefall wurden Schlösser zu Museen umgewandelt — meist waren dann die Objekte schon vor dem Krieg museal zugänglich gewesen —, in der Mehrzahl wurden die Schlösser nun als Krankenhäuser, Pflegeheime, Kinderheime, Schulungsheime, Gemeindeämter, Kaufeinrichtungen oder zu Wohnzwecken benutzt und meist baulich stark verändert.

Nur in Potsdam und Weimar gelang es, Schlösser und Gärten unter ein und derselben Verwaltung zu erhalten. Den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der Klassischen Deutschen Literatur in Weimar ist die Pflege von wichtigen Baudenkmalen und Parkanlagen zu danken. In Potsdam lag der Schwerpunkt immer auf dem Park von Sanssouci. Nicht alle Parkanlagen und Gebäude konnten dort mit der gleichen Intensität gepflegt werden. Das Belvedere auf dem Pfingstberg verfiel zu einer Ruine. Von den Dessauer Parkanlagen genoß der Wörlitzer Garten den Vorzug sorgfältiger Pflege, andere sind ziemlich verwahrlost. In Sachsen wurde die Staatliche Verwaltung der Schlösser und Gärten 1952 zerschlagen und Anlagen wie die Meißner Albrechtsburg, wie die Schlösser und Gärten von Moritzburg und Weesenstein, Großsedlitz den kommunalen Räten unterstellt, die weder fachlich noch finanziell in der Lage waren, Erhaltung zu gewährleisten, zumal z.B. in Moritzburg nun die Pflege der Landschaft in Verantwortung des Forsts, die Pflege der Gewässer in Verantwortung der Teichwirtschaft lag. Eine Koordinierung der Aufgaben im Sinne der Denkmalpflege war unmöglich.

Ein besonders trauriges Kapitel stellte die Sprengung von völlig erhaltenen Monumenten in den sechziger Jahren aus ideologischen Gründen dar. Mehr als zehn Jahre lang wurde politischer Druck ausgeübt, um die Sprengung der Leipziger Universitätskirche durchzusetzen. Wer die Hysterie dieses Vernichtungsdranges im Mai 1968 miterlebt hat, die den Denkmalpflegern keine Zeit zur Bergung von Kunstwerken, keinen Zutritt zu archäologischen Beobachtungen mehr ließ, der junge Leute, die sich für die Erhaltung eingesetzt hatten, in die Gefängnisse und in die Folter trieb, der hat eine Ahnung davon bekommen, daß Monumente einfach ihres Daseins wegen gehaßt werden können. Mehr als ein Jahrzehnt mußten die in aller Hast aus der Kirche geborgenen Kunstwerke in einem Keller des Reichsgerichts, wo sie weiter Schaden nahmen, lagern, ehe erlaubt wurde, die Stücke wieder aufzustellen; z.B. konnten Teile des spätgotischen Hochaltars nach einer komplizierten Restaurierung 1984 in der Thomaskirche aufgestellt werden. Die plastischen Teile dieses Altars sind bis heute noch nicht fertig restauriert. Die riesigen Barockepitaphe, die an Generationen von Leipziger Gelehrten erinnerten, liegen — soweit sie nicht ganz vernichtet wurden — noch heute in Magazinen und harren ihrer

Wiederherstellung. Es war deshalb abgrundtiefer Haß gegenüber den Zeugnissen der Vergangenheit, der die Sprengung des bereits wiederaufgebauten barocken Johannisturmes bewirkte und dem das Renaissancehaus „Deutrichs Hof“ in Leipzig zum Opfer fiel. Noch 1981 war bereits parteipolitisch „durchgestellt“, daß das einzige erhaltene Haus der einsam großartigen Barockstraße „Große Meißner Gasse“ in Dresden fallen sollte, um dem Neubau des Hotels Bellevue Platz zu machen. Die Sprenglöcher waren bereits gebohrt, als eine breite Bürgerbewegung — unterstützt von prominenten Namen — die Vernichtung im letzten Moment verhinderte.

Die Beispiele mögen belegen, daß kunsthistorisch bedeutende Objekte keineswegs *eo ipso* erhalten worden sind (Abb. 3). Vor dem Hintergrund solcher Untaten ist vielleicht auch die Gegenmaßnahme der Denkmalpflege, Wertkategorien von Denkmalen aufzustellen, um so wenigstens die bedeutendsten Denkmale zu retten, besser verständlich. Ohne diese gesetzliche Festlegung wäre der Wiederaufbau der Monumente in Halberstadt und Magdeburg kaum möglich gewesen. Die abgelegenen Meisterwerke wie die Stadtkirche zu Werben/Elbe, die Klosterkirche von Jerichow oder Hamersleben hätten kaum überlebt. Die die Bauten nutzenden Kirchengemeinden allein hätten den jahrzehntelangen Verfall nicht aufhalten können.

Dieser Verfall machte sich seit den siebziger Jahren auch an den Baudenkmalen verstärkt bemerkbar, und seit den achtziger Jahren traten Schäden an Bauten in Erscheinung, die nach dem Kriege — oft mit alten Materialien — provisorisch wiederhergestellt worden waren. Zudem wurde nun die Frage der Nutzung neu gestellt. Man kann nicht sagen, daß es sich die evangelischen Landeskirchen mit der Masse ihrer Baulast leicht gemacht haben. Durch den Aufbau von kircheneigenen Baubrigaden suchte man dem Mangel an Baubetrieben entgegenzuwirken. Im allgemeinen wurde an der Devise festgehalten, daß trotz der zunehmenden Säkularisation der vorhandene Bestand an Kirchen weiterhin für Gottesdienste und andere kirchliche Veranstaltungen erhalten werden sollte. Das führte nicht selten zum Einbau von Winterkirchen und Gemeinderäumen in historische Substanz. Unter dem Druck dieser Forderung sind manche Räume wie die Petrikirche in Freiberg und sogar die Nikolaikirche in Wismar architektonisch nicht unerheblich beeinträchtigt worden. Ein übertriebenes Nutzungsdenken konnte zur Schädigung der Substanz führen. Im Falle der Nikolaikirche in Rostock wurde das durch den Ausbau des hohen Daches zu Wohnungen bewirkt. Überfrachtet mit Nutzung zu Lasten der Wirkung des Kirchenraumes wird auch der Innenraum der als „Haus der Kirche“ wiederaufgebauten barocken Dreikönigskirche in Dresden. In anderen Fällen wie in der Oberkirche in Cottbus wurden denkmalpflegerisch durchaus akzeptable Lösungen gefunden. In kleineren Städten mit mehreren Kirchen und auf dem Lande schiedene aufwendige Umnutzungen zu Gemeindezentren des hohen Aufwandes wegen aus. Als *ultima ratio* wurde hier von der Kirche auf Abgabe an den Staat gedrängt. Aber auch die Umnutzungen zu Konzertsälen waren nur in größeren Städten möglich. Für den Denkmalbestand ergaben sich dann fast in jedem Falle schwere Einbußen. Die zunächst oft geforderte Entsakralisierung führte zur Entfernung der Altäre und anderer Ausstattungsstücke. So mußte der Flügelaltar aus der Ulrichskirche in Halle 1975 entfernt werden. Die Ausstattung der Konzerthalle „Georg Philipp Telemann“ in der Liebfrauenkirche zu Magdeburg widerspricht der edlen architektonischen Hülle prinzipiell. Nicht weniger

peinlich wirkt der Konzertsaal „Philipp Emanuel Bach“ in der spätgotischen Franziskanerkirche in Frankfurt/Oder. 1976 gelang es uns erstmals in der Schloßkirche zu Altenburg, die ideologische Hemmschwelle zu brechen und den Rat der Stadt zu überzeugen, daß die gesamte Barockausstattung samt Altar, Kanzel und Taufe als historisches Dokument durchaus auch in einem Konzertsaal ein Recht haben kann. Mit großer Mühe gelang jüngst die Rettung der Kreuzkirche in Zittau, einer Einstützenhalle der Zeit um 1400, als Museum. Als gelungenes Beispiel der Brandenburgischen Denkmalpflege darf die Einrichtung einer Bibliothek in die Mönchenkirche zu Jüterbog genannt werden. Problematisch bleibt die Einrichtung eines „Meereskundlichen Museums“ in der Dominikanerkirche in Stralsund. Leider waren auch die Kirchengemeinden oft beteiligt am Auseinanderreißen historisch gewachsener Ausstattung. So wurde vor der Übergabe der Nikolaikirche in Freiberg an den Rat der Stadt die Orgel an die Nikolaikirche nach Wismar verkauft. Der schöne barocke Innenraum liegt seither wüst, die Bauschäden mehren sich. Abgegeben wurde die Weinbergskirche zu Dresden-Pillnitz, ein reizender Bau Matthäus Daniel Pöppelmanns, an die Stadt, die bisher keine Kraft zu primitivster Erhaltung gefunden hat. Leider ist das kein Einzelfall, so daß die Denkmalpflege der Abgabe von Kirchenräumen an den Staat skeptisch gegenübersteht, wie sie z.B. im Falle der kostbaren barocken Schloßkapelle von Tiefenau/Kr. Riesa immer wieder seitens der Landeskirche gefordert wird.

In allen Ländern des Territoriums der DDR stehen inzwischen viele Kirchen leer, in Sachsen, der Lausitz (Görlitzer Landeskirche) und Thüringen weniger, in Sachsen-Anhalt, Brandenburg und Mecklenburg mehr. Die entvölkerten Dörfer an der Grenze zur Bundesrepublik konnten nur in seltenen Fällen ihren Kirchenbau retten. Die Masse der meist romanischen Bauten in den Bezirken Halle und Magdeburg ist mehr oder weniger desolat. Besonders traurig ist die Bilanz in der Altmark mit ihren bedeutenden mittelalterlichen Dorfkirchen einschließlich ihrer meist qualitätvollen Ausstattung. In einigen Fällen gelang es, die Ausstattungen solcher Kirchen zu bergen und anderswo aufzustellen. Sterben hier die Kirchen einen langsamen Tod durch Vernachlässigung und schließlich Einsturz, stellt sich dasselbe Problem in verschärfter Form in den Braunkohlenrevieren um Leipzig und in der Niederlausitz. Denn hier müssen mindestens drei Kirchen jährlich dem Tagebau weichen. Es kostet schon große Anstrengungen, wenigstens die Ausstattungen zu bergen; zu intensiver Erforschung und Dokumentation der Baugeschichte bleibt kaum Zeit. Ein Wunschtraum wäre es, auch die anderen kulturellen Werte, die mit dem Verschwinden der Orte vernichtet werden, wenigstens zu dokumentieren.

Inzwischen sind aber nicht nur kleine Bauten auf dem Lande gefährdet. Ein Teileinsturz des Domes in Zeitz konnte bisher nur notdürftig ausgebessert werden. Schwammbefall im Dachstuhl der Zisterzienserklosterkirche in Schulpforta, Schäden im Dachstuhl des Meißner Domes, der Wenzelskirche in Naumburg belegen es. Die barocke Schloßkirche zu Eisenberg steht leer. Der Chor der Stadtkirche in Herzberg ist konstruktiv gefährdet. Eingerüstet werden müßten die Meißner Domtürme, um die Steinschäden auszubessern. Der Turm der Dresdner Hofkirche bedarf dringend einer Sanierung, Schäden treten vermehrt an den Kalksteinbauten Thüringens auf, so an der Blasiuskirche in Mühlhausen.

Das Konversenhaus des markmeißnischen Hausklosters der Wettiner Altzella birgt im Erdgeschoß das romanische zweischiffige Refektorium, im Obergeschoß einen spätgotischen Bibliothekssaal, wohl den größten Saal einer spätmittelalterlichen „Studienbibliothek“ in Deutschland. 1962 gelang es, das Refektorium, das jahrhundertlang als Kuhstall benutzt worden war, als Lapidarium auszubauen und den Saal im Obergeschoß und den Dachstuhl, wo Getreide lagerte, für kulturelle Zwecke zu bestimmen. Die gute Absicht wurde ins Gegenteil verkehrt, als sämtliche Baubetriebe der benachbarten Stadt Nossen verstaatlicht wurden und das Volksgut sich nunmehr nicht mehr zu Bauunterhaltung verpflichtet sah. Nach 28 Jahren ist die großartige Holzbalkendecke verschwammt, der Dachstuhl und die Umfassungsmauern durch aufsteigende und von oben eindringende Feuchtigkeit auf schwerste gefährdet. Die aus dem 19. Jahrhundert stammenden Abdeckungen der Ruinen der anderen Klosterbaulichkeiten sind so verwittert, daß sie keinen Schutz mehr bieten; die Klostermauer stürzt zusammen. Dieses Beispiel möge für viele klösterliche Ruinen-Monumente stehen. Die Situation ist an den altehrwürdigen Stätten von Volkenrode, Georgenthal und Sittichenbach in Thüringen, Klosterbuch oder auf dem Oybin in der Oberlausitz nicht wesentlich besser.

Die Erhaltung der Schlösser und Burgen stellt sich noch weitaus schwieriger dar. Die Nutzer — oft Einrichtungen der Landwirtschaft, des Gesundheits- und Bildungswesens — haben den historischen Bestand verschlissen, ohne daß je genügend Werterhaltungsmittel oder Baukapazitäten zur Verfügung gestanden hätten. Das gilt für ein beliebiges kleines Herrenhaus wie für riesige Schloßkomplexe wie z.B. das Jagdschloß Hubertusburg, das schon seit 150 Jahren als psychiatrische Klinik genutzt wird. Seit den letzten zwanzig Jahren ist es nicht mehr möglich, die ausgedehnten Dachflächen und Dachstühle in Ordnung zu halten, obwohl eine eigene Baubrigade seit Jahren darum bemüht ist, Krankenstationen und Wohnraum des Pflegepersonals müssen wechselweise verlegt werden, weil immer neue „Einbrüche“ eine kontinuierliche Arbeit nicht mehr ermöglichen. Pflege- und Altenheime auf Burgen und in Rokokoschlössern werden den funktionalen Anforderungen nicht mehr gerecht. Die primitiven Heiz-, Küchen- und Toilettenanlagen tragen zum raschen Verschleiß der historischen Substanz an Innenausstattungen bei. Das vornehmste Zeugnis des sächsischen Rokoko im ehemaligen Schloß des Grafen Brühl in Nischwitz bei Wurzen ist — obwohl Objekt der zentralen Liste — schwer gefährdet, insbesondere der großartige Festsaal. Baulich vernachlässigt sind einige der weitläufigen Barockresidenzen Thüringens, vor allem die Schlösser von Weißfels und Zeitz. Der berühmte Wendelstein des Schlosses Hartenfels in Torgau zerfällt zusehends. In vielen Fällen stehen Schlösser schon seit Jahren leer, weil ihre zeitweilige Nutzung unrentabel war. Dann schreitet der Verfall rasch fort und der Ruf nach alsbaldigen Abbruch wird laut. Bereits gesprengt ist das großartige Barockschloß in Rötha/Kr. Borna. Das Schloß Dahlen/Kr. Oschatz brannte 1973 teilweise aus. Da eine Notbedachung nicht beschafft werden konnte, sind nun auch noch die erhaltenen Innenräume samt Deckengemälden und Stuck vernichtet (Abb. 2). Schloß Osterstein in Zwickau wurde jahrhundertlang als Gefängnis genutzt. Die aus der Zeit der Spätgotik und der Renaissance überlieferte Substanz ist beträchtlich; der derzeitige Bauzustand aber fast hoffnungslos. Schloß Freudenstein in Freiberg — bisher Magazin — wird nach und nach zu gastronomischen und kulturellen Zwecken umgebaut. Leer stehen die Barockschlöss-

ser von Hainewald/Kr. Zittau, Tauchritz und Königshain/Kr. Görlitz, Jeßnitz und Radibor/Kr. Bautzen, Martinskirchen/Kr. Bad Liebenwerda mit einem wundervollen Festsaal des Rokoko, das Schloß zu Langenleuba-Niederhain/Kr. Altenburg und Leuben/Kr. Oschatz — um nur einige kunstgeschichtlich bedeutsame Beispiele aus Sachsen zu nennen, die sich beliebig vermehren ließen. Oft beruhte der Schaden nur auf einigen Quadratmetern fehlender Dachfläche, die nicht repariert werden konnte, weil keine Baukapazität vorhanden war und die heimischen Baumaterialien nach Westdeutschland exportiert wurden. Nach wenigen Jahren aber zog das Loch im Dach irreparable Schäden nach sich. So droht den Schlössern auf dem Lande eine zweite Welle der Vernichtung. Auch in dieser Hinsicht stehen touristische Schwerpunkte kaum besser da: Die Dächer von Schloß Pillnitz werden nur mit Mühe instandgehalten. Wenn die Museumsleiter auf den Burgen von Kriebstein, Rochsburg, Rochlitz oder Gndandstein nicht ganz persönlich Feierabendarbeit-Brigaden und Bergsteiger engagiert und unentwegt selbst beim Bauen mit tätig gewesen wären, hätten wir auch hier längst schon mehr oder weniger „romantische“ Ruinen vor uns.

Ein besonderes Unglück betraf die Gartenanlagen und Herrenhäuser, die durch Volksgüter oder landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften genutzt wurden. Im Zuge der Bodenreform wurde die Gutsanlagen wenn nicht abgebrochen, so doch zerstückelt. Die später einsetzende Kollektivierung mit neuartigen Methoden der Viehwirtschaft zwang zu standardisierten Neubauten, die die historischen Maßstäbe völlig sprengten. Die Altbausubstanz verrottete. Die Parkanlagen wurden zumeist parzelliert oder verkamen zu Wildwuchs.

Bereits in den siebziger Jahren deutete sich ein zunehmender Verfall auch an den Monumenten an, die nach dem zweiten Weltkrieg mit viel Mühe wiederaufgebaut worden waren. Schuld daran trugen die häufig nur wiederverwendeten Altmaterialien oder die Verwendung von minderwertigen Baustoffen. Am Halberstädter und Magdeburger Dom, an der Liebfrauenkirche in Halberstadt, ja an noch nicht einmal fertiggestellten Bauwerken wie der Wolfgangskirche in Schneeberg oder der Kreuzkirche in Dresden mehrten sich Dachschäden und Schäden am Steinwerk der Außenarchitektur, hervorgerufen durch verstärkte Umweltbelastungen. Hinzu kam, daß bei Objekten in staatlichem Besitz keine normale Bauerhaltung gewährleistet war. So galt der Wiederaufbau des Dresdner Zwingers 1964 als abgeschlossen. Bedacht wurde nicht, daß das höchst fragile Bauwerk mit seinen Terrassen und seinem Reichtum an Skulpturen einer ständigen Baupflege bedarf. So mußte in den achtziger Jahren erneut in Angriff genommen werden, was in den fünfziger und sechziger Jahren schon einmal — allerdings nicht zureichend — geleistet worden war: Isolierung der Terrassen, Eindeckung des Kronentores mit Neukupfer — dabei Korrektur des nicht richtig rekonstruierten Umrisses. Neu hinzu trat das schwierige Problem der Reinigung, Konservierung und Entsalzung des Sandsteins. Noch immer ist es nicht gelungen, für die Originale der Zwingerplastik einen geschützten Raum zu finden, wo diese hervorragenden Werke der Skulptur der Öffentlichkeit präsentiert werden können. Dieser Mangel gilt für die Barockplastik Sachsens insgesamt. Bisher wurden die Originale ergänzt, kopiert und dann abgestellt. Da die Steinplastik der Dresdner Schule zwischen Balthasar Permoser und Gottfried Knöffler zum Besten gehört, was in einer deutschen Residenz geschaffen wurde, ist dieses Desiderat



besonders zu beklagen. Das wiederaufgebaute Palais im Großen Garten könnte eine Heimstatt bieten. Für die Zwingerplastik müßte in dem museal überfüllten Objekt selbst Platz gemacht werden.

Einen besonderen Schatz der bildenden Kunst stellen die in lutherischen Kirchen noch zu Hunderten erhaltenen spätgotischen Flügelaltäre dar. Ihre kontinuierliche Pflege konnte durch die personell schlecht besetzten Restaurierungswerkstätten des Instituts für Denkmalpflege nicht garantiert werden. Die freiberuflichen Restauratoren waren immer mehr an Restaurierungsaufgaben, weniger an der Substanzerhaltung tätig. So konnten zwar hervorragende Werke und ganze Ausstattungen wie die des Doberaner Münsters oder der Annenkirche in Annaberg restauriert werden, die Schäden an den Altären auf dem Lande aber mehren sich bedrohlich. So ziehen sich Restaurierungen von Altären oft jahrzehntelang hin — als Beispiel sei der Ebersdorfer Hochaltar genannt —, während für bestimmte Ausstellungen z. B. zum Dürer-, Luther- oder Müntzerjahr Restaurierungen oft in wenigen Monaten abgeschlossen sein mußten, eine für kontinuierliche Arbeit eher problematische Erscheinung. Die Notbergung von Ausstattung aus Kirchen, die verkommen oder zum Abbruch bestimmt sind, bindet aber ebenfalls oft monatelang alle Kräfte. So mußte 1988/89 die kostbare Barockausstattung der Kirche von Deutsch-Ossig/Kr. Görlitz — das Dorf muß dem Braunkohle-Tagebau weichen — abgebaut werden. Sie soll in einem Neubau wieder aufgestellt und angebracht werden. Der ruinöse Zustand von Ausstattungsstücken ist nicht nur auf geringwertige Dorfkirchen beschränkt. So weist z. B. die reiche Ausstattung der Marienkirche in Zwickau beträchtliche Schäden auf.

Man sollte meinen, daß der Gattung der „Denkmale der werktätigen Klassen und Schichten des Volkes“, der Volksbaukunst, und den „Denkmälern der Produktionsgeschichte“, den technischen Denkmälern, in der DDR besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden sei. Leider war das nur theoretisch der Fall. Diese Denkmale mußten wie auch die Denkmale der politischen Geschichte als ideologisches Feigenblatt erhalten, als Äquivalent für die lange Zeit besonders bekämpften „sakralen“ Denkmäler, vor allem wenn an diesen unliebsame Pfarrer tätig waren. *In praxi* ist die Volkskultur auf dem Lande weitgehend untergegangen. Darüber können das Spreewalddorf Lehde, die noch immer schönen Weberdörfer der Oberlausitz, einzelne Fachwerkbauten und -dörfer in Thüringen und niederdeutsche Hallenhäuser in Mecklenburg nicht hinwegtäuschen. Oft trägt hier der erste Blick: Viele Dörfer in der DDR erscheinen einem an die Siedlungsagglomerationen im Westen gewöhnten Auge noch heil. In einzelnen hingegen sind die Gebäude schon verdorben oder bereits unbenutzbar. Die in verschiedenen Regionen angelegten ländlichen „Freilichtmuseen“ sind mit großem Eifer von einzelnen Forschern und Gruppen von Enthusiasten angelegt worden und halten wenigstens eine Erinnerung an ländliches Wohnen und Wirtschaften wach.

Für die technischen Denkmale kämpften immer zahlreiche Wirtschaftshistoriker, meist ideologisch hoch zu Roß und mit deutlicher Spitze gegen die Kunstdenkmale als bloße Phänomene ausbeuterischen „Überbaus“. Ihren Aufwand an Wissenschaftlichkeit und Rhetorik gegenüber erscheinen die Erfolge an ihren an sich populären Denkmälern erstaunlich gering. *In praxi* zeigte sich immer wieder, daß nur dort, wo Gestaltwerte emotional erfahrbar sind, wie bei Fabrikbauten, Bahnhöfen, Brücken und ehemaligen

Verkehrsmitteln, Denkmalwert einleuchtet. Denkmalerklärung heißt hier meist so viel wie Musealisierung, so beim Karl-Liebknecht-Schacht in Oelsnitz/Erzgebirge oder beim Bayerischen Bahnhof in Leipzig. Viele solcher Museen konnten wir uns aber bisher nicht leisten.

Das vordringlichste Thema der Gegenwart, das städtebauliche Flächendenkmal, ist auch in der DDR theoretisch immer im Blick gewesen. In der Tradition der Heimatschutzbewegung wurden schon in den fünfziger Jahren Ortsstatute erlassen. Das Problem der Erneuerung altstädtischer Quartiere wurde mit beachtlichen wissenschaftlichen Vorleistungen schon damals im Viertel „Peterstraße“ in Görlitz angepackt; Quartiere in Bautzen folgten. Mit der Vernichtung der Parzellenstruktur bei diesen Aktionen kann man heute nicht mehr einverstanden sein. Aber es war ein Anfang. Auch wurde jede Möglichkeit genutzt, die in Deutschland einmalig großartigen „Hallenhäuser“ in Görlitz auch in Einzelbeispielen wiederherzustellen (*Abb. 4*). Mit dem Einsetzen des industriellen Bauens auf der grünen Wiese in den sechziger Jahren gerieten alle diese Bemühungen hoffnungslos ins Hintertreffen. Es ist hier nicht der Ort, die Hintergründe, die teils politideologischer, teils planwirtschaftlicher Art waren, im einzelnen darzulegen. In den fünfziger Jahren sollten alle Bezirksstädte von „Turmhäusern“ stalinistischer Prägung überragt werden, in den sechziger Jahren war es „redende Riesen“, ausgeführt allerdings lediglich in Leipzig, Karl-Marx-Stadt und Jena. Magistralen und Aufmarschplätze lösten den Grundriß der Altstädte auf. Ganze Quartiere mußten Kulturpalästen weichen wie noch jüngst in Erfurt. Die Silhouetten auch kleinerer Städte sollten nun von neuen „Scheiben“ bestimmt werden, so in Bautzen, dem sächsischen Rothenburg. Nach einer Hochwasserkatastrophe im Jahre 1954 zog man mit Vorbedacht die Altstadt von Zwickau leer, um sie zur reichlichen Hälfte ab 1971 abbrechen und durch vielgeschossige Wohnbauten trister Machart ersetzen zu können. Hier wurde mit ideologischer Konsequenz ein Stadtbild ausgelöscht (*Abb. 6a*). Noch trauriger stimmt die Entstellung des im Kriege völlig erhaltenen Stadtbildes von Erfurt.

Die Denkmalpflege versuchte diesen städtebaulichen Entwicklungen entgegenzusteuern: Die Elbsilhouette von Dresden vor geplanten Hochhausriesen zu bewahren, ist gelungen. Auch in Magdeburg und in Erfurt, wo ein Turmhaus den Petersberg „krönen“ sollte, siegte in den siebziger Jahren die Vernunft. Die Bemühungen um Lückenbebauung in Altstädten in Montageneubau fanden keinen Anklang. Es gibt allerdings Altstädte, wo man stets bemüht war, entstandene Lücken baldigst wieder zu schließen, so in Freiberg. Die Ersatzbauten wurden jedoch in traditioneller Bauweise errichtet. Das relativ intakte städtebauliche Bild täuscht aber darüber hinweg, daß die eigentlichen substantiellen Werte des Bürgerhausbau in vielen Fällen verlorengegangen sind. Denkmalpfleger gingen so weit, den Ersatz ganzer Altstädte durch Montageneubau auf alten Grundriß vorzuschlagen, so für Bernau. Diese Idee wurde in den späteren siebziger und in den achtziger Jahren von Architekten gern aufgegriffen. Die Ergebnisse können unter städtebaulichen Gesichtspunkten gewiß unterschiedlich beurteilt werden. Was in dieser Weise in Greifswald oder Cottbus gebaut worden ist, wirkt hilflos, die Neubebauung der Altstadt von Halle gewiß nicht ohne Reiz. Auch in Rostock strebte man eine gewisse Qualität des Neubaus an. Mit Denkmalpflege haben aber alle diese Bemühungen um einen städtebaulichen Maßstab nichts zu tun; ihnen ist der radikale Abbruch der hi-

storischen Substanz vorausgegangen. In Architektenkreisen verstand man unter historischer Altstadt längst nur noch die Kulisse von Marktplatz und zwei oder drei Straßenzügen, im übrigen aber Ersatzneubau. In dieser Weise präsentieren sich schon heute zahlreiche Mittelstädte wie Gotha, Gera, Cottbus und Greifswald. Besonders traurig stimmt der neuerliche Verlust der im Kriege erhaltenen Unterstadt von Halberstadt. Die großen Monumente des Mittelalters stehen hier wie in einem Niemandsland. Um die auf der zentralen Denkmalliste stehenden Altstädte, vor allem um Stralsund, Wismar, Güstrow, Quedlinburg, Osterwieck, Tangermünde, Erfurt, Naumburg, Mühlhausen, Freiberg, Meißen, Pirna, Bautzen, Görlitz und Zittau kämpft die Denkmalpflege mit unterschiedlichem Erfolg (Abb. 5b). Wo „Volkseigene Betriebe Denkmalpflege“ tätig werden konnten wie in Erfurt, Quedlinburg, Bautzen, Meißen und Görlitz, waren wenigstens Ansatzpunkte zur Konservierung und Restaurierung von Einzelbauten gegeben, wiewohl der Verfall auch in diesen Städten diese Bemühungen rasant überholt hat. Auch der Einsatz polnischer Arbeitskräfte in Stralsund konnte den zunehmenden Verfall nicht aufhalten. Verhältnismäßig günstig ist die Situation noch in kleineren Städten wie in Wernigerode oder Tangermünde, wo Privatbesitz an Grundstücken überwiegt und die gegenseitige Hilfe von privaten Handwerkern möglich war. So bieten auch Wismar, Torgau, Salzwedel, Geithain oder Rochlitz noch ein halbwegs intaktes Bild, während die fast leergezogenen Städte wie Altenburg, Zittau, Görlitz (Abb. 4–5b) und Pirna inzwischen einen geradezu gespenstischen Eindruck hinterlassen. Zu spät kommt Hilfe in allen diesen Fällen aber nicht. Es liegen beim Institut für Denkmalpflege für alle diese Altstädte „städtebauliche Analysen“ vor, eine Kartierung und Beschreibung der Denkmalwerte. Auf dieser Grundlage könnte eine Rettung im Sinne denkmalpflegerischer Maßstäbe in die Wege geleitet werden. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß die spezifischen denkmalpflegerischen Aspekte nur die Spitze eines Eisberges von Problemen berühren. Hinter dem Verfall stehen eine jahrzehntelange verfehlte Sozialpolitik, eine totale Vernachlässigung der städtischen Infrastrukturen, insbesondere ihrer Versorgung und Entsorgung. Alle diese Probleme verdichten sich zu einem gordischen Knoten in den Großstädten, am drastischsten in dem im Kriege wenig beschädigten Leipzig, aber auch in den Vorstädten und Vororten von Dresden. Diese Situation berührt auch das „Denkmal“, wenn man es als Flächendenkmal oder gar „Denkmalandschaft“ definiert. Leipzig war noch vor zwanzig Jahren die wohl am besten erhaltene deutsche Großstadt des 19. Jahrhunderts, heute dagegen eine zerbröckelnde Halbruinenlandschaft mit riesigen Lücken, die notdürftig mit Typenhäusern zugestopft sind, bei aller Charakteristik im einzelnen nun insgesamt ein Eindruck von unendlicher Trostlosigkeit. Wer den spröden Charme dieser geschäftigen und gelehrten Stadt in den fünfziger Jahren noch erlebt hat, dem muß das Herz bluten. Wir planen ein „Memento“ auf diese Stadt in mehreren Bänden eines großen Inventars. Zum Leben können wir sie damit nicht wieder erwecken. Inwieweit das an der Messestadt besonders interessierte Kapital nicht nur zu einer Belebung der Wirtschaft, sondern auch des urbanen Lebens beitragen kann, werden die nächsten Jahre lehren. Denkmalpflege in herkömmlichen Sinne ist mit einer derartigen kulturpolitischen Kanalisierung natürlich absolut überfordert, es sei denn, der Gemeinsinn, der früher gerade Leipzigs Bürgerschaft ausgezeichnet hat, erwachte zu neuem Leben. Anzeichen dafür gibt es kaum, die anarchischen Züge überwiegen. Dage-

gen ist den Dresdnern trotz oder sogar wegen der weitgehenden Zerstörung des Kerns ihrer Stadt die Liebe zum Überlieferten nicht abhanden gekommen. Ihre konservativdenkmalpflegerische Grundstimmung hat sogar den Sozialismus überlebt. Hier scheint der Ansatz durchaus gerechtfertigt, die sich an den Hängen der Elbe zwischen Pillnitz und Radebeul entlangziehende Bebauung als zusammenhängende „Denkmallandschaft“ zu erfassen und unter Schutz zu stellen. Dazu gehören die Villenvororte ebenso wie die verbliebenen Vorstädte mit ihrem architektonisch zurückhaltendem, aber gediegenen Habitus. Auch zu dieser Denkmallandschaft Dresdens des 19. Jahrhunderts gibt es in Deutschland kein Gegenstück. Diese Bedeutung ist bisher weniger ins Bewußtsein gedrungen als die der allerdings wirklich exemplarischen Gartenstadt Hellerau. Eine Erfassung und Dokumentation der verbliebenen Denkmalwerte im Großraum Dresden wäre nicht nur für die Kunstgeschichte von Bedeutung, sondern würde auch die für den Schutz und die Pflege notwendigen Grundlagen bilden. Eine Mithilfe westdeutscher Kunsthistoriker an dieser Erfassung wäre in diesem Falle eher denkbar als in den ebenfalls neu zu definierenden Denkmallandschaften etwa des Erzgebirges, weil hier sehr spezielle regionalgeschichtliche Kenntnisse vorausgesetzt werden müßten.

Mit diesen Andeutungen zum Problem der „Denkmallandschaft“ sei nur noch einmal abschließend darauf hingewiesen, daß in der wirtschaftlich zurückgebliebenen DDR Denkmale in großer Zahl überhaupt erst noch zu entdecken sind. In früheren Jahren zögerten wir aus den dargestellten Gründen mit Denkmalerklärungen. In einer demokratischen Gesellschaft hingegen wächst nicht nur der Mut, sondern obliegt uns sogar die Verpflichtung, Denkmalwerte möglichst objektiv zu benennen und zu verteidigen.

Heinrich Magirus

## EIN GIGANTISCHER SENDETURM ÜBER WÜRZBURG?

*(mit einer Abbildung)*

Dem Stadtbild von Würzburg droht große Gefahr. Zum zweiten Mal in diesem Jahrhundert befindet sich die alte Bischofsstadt, die immer noch unvergleichlich schön in einem von Hügeln eingerahmten Kessel des Maintals liegt, an einem Wendepunkt in ihrer Geschichte. Den ersten tiefen Einschnitt bedeutete der 16. März 1945, als annähernd achtzig Prozent der historischen Bausubstanz ein Opfer des Bombenkrieges wurden. Der Zauber der prachtvollen barocken Residenzstadt war unwiederbringlich verloren gegangen. Und doch wußte man Entscheidendes, das die Eigenart der Stadt ausmachte, aus den Trümmern herüberzuretten: den alten Stadtgrundriß, die lebhaftige Silhouette der Dach- und Turmlandschaft und nicht zuletzt die landschaftlichen Konturen, denen das Stadtbild seine Wirkung verdankt. In den Jahren nach 1945 war man nicht nur bemüht, die Stadt wieder lebensfähig zu machen, sondern ebenso bestrebt, ihr einstiges Erscheinungsbild zumindest in Umrissen wiederzugewinnen. Ungeachtet vieler Bausünden ist dieses Bestreben insgesamt erfolgreich gewesen. Wie einst prägen die bedeutendsten Monumente der Stadt, die ihren eigentlichen Ruhm ausmachen, deren Gesicht. So ist es verständlich, daß die schrecklichen Kriegsverluste langsam in Vergessenheit gerieten.

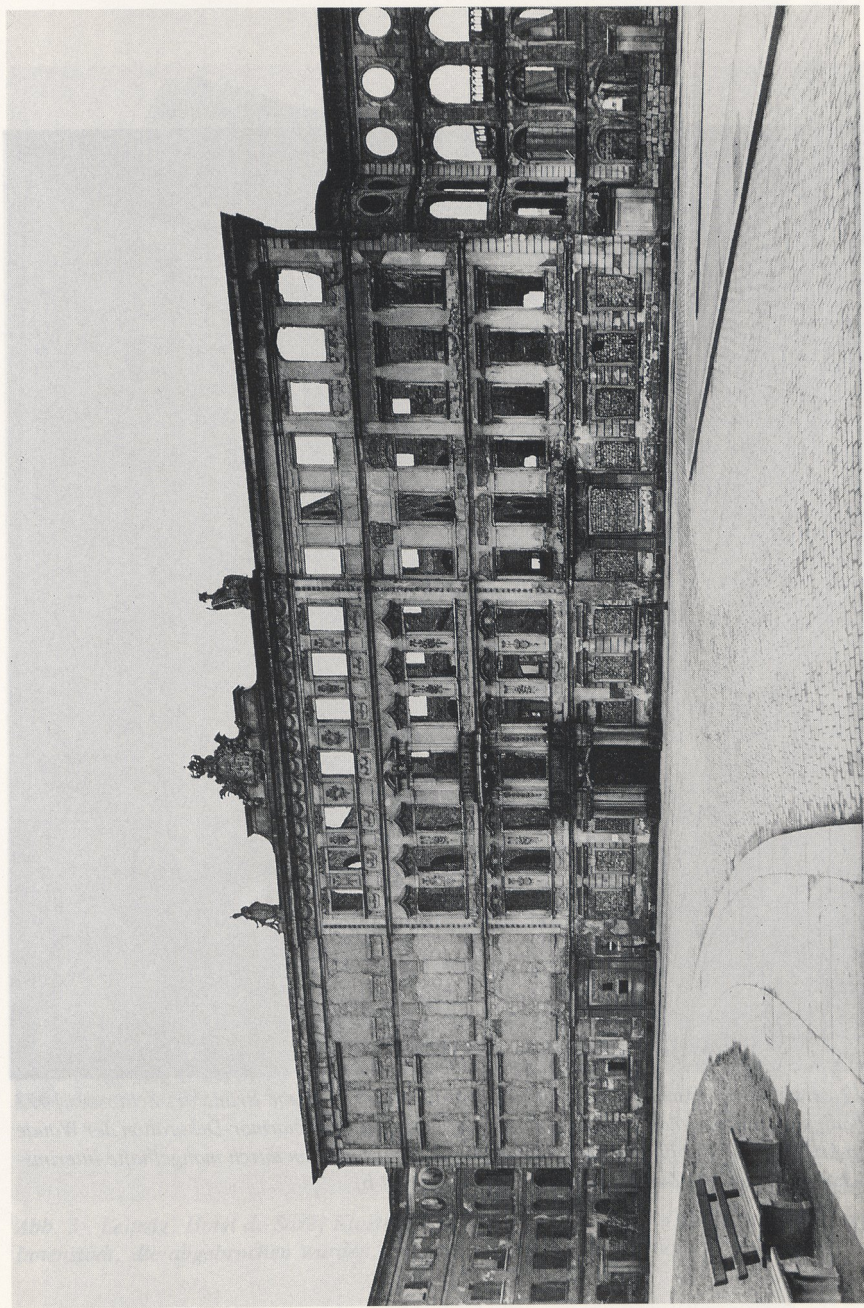


Abb. 1 Dresden, Taschenbergpalais, Mittelbau. Gesicherte, aber im Laufe der Jahre schwer geführdete Kriegsruine, Zustand 1963  
(JFD 21-24/3384)



Abb. 2 Dahlemburg/Kr. Oschatz, Schloß, Weißer Saal von 1756. Beim Brand des Schlosses 1973 beschädigt. Deckengemälde von Adam Friedrich Oeser und Stuckmarmor-Dekoration der Wände in der Art Gottfried Knöfflers unbeschädigt geblieben, inzwischen durch mangelhafte Interimsabdeckung vernichtet, Zustand 1978 (IfD 27—28/579 b)



Abb. 3 Leipzig, Hotel de Saxe, Klostersgasse 9. Beispiel für eines der Bürgerhäuser in der Innenstadt, die abgebrochen wurden, Zustand 1967 (IfD 17—18/662)



Abb. 4 Görlitz, Untermarkt, Südseite. Sogenannte „Hallenhäuser“ mit Laubengängen, im wesentlichen aus der Zeit der Spätgotik und Renaissance. Die drei Bauten in der Mitte — Untermarkt 3, 4 und 5 — wurden bereits wiederhergestellt, das Haus links — Untermarkt 2 — und das Gebäude rechts — der „Schönhof“ — durch Vernachlässigung der Bausubstanz aufs schwerste gefährdet, Zustand 1971 (JFD 42/317)





Abb. 5a Görlitz, Schönhof, Zustand 1989 (Meßbild der Produktionsleitung Denkmalpflege Dresden)

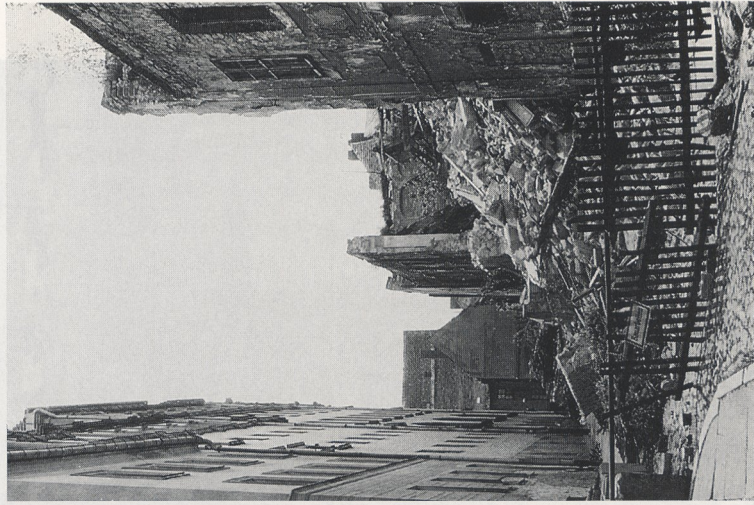


Abb. 5b Görlitz, Helle Gasse in Richtung Lange Straße. Bürgerhäuser des 16. bis 18. Jahrhunderts (JFD, Aufn. Frenschkowski)

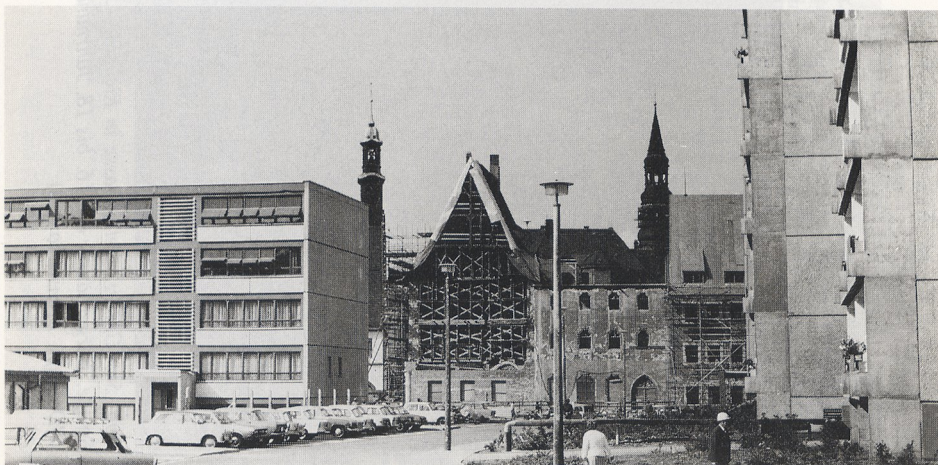


Abb. 6a Zwickau, Neubauten im östlichen Teil der Altstadt nach Abbruch der Wohnquartiere des 16. bis 17. Jahrhunderts. In der Mitte das spätgotische „Dünneberhaus“, dessen Schmuckgiebel neu errichtet wurde, Zustand 1981 (Stadtbauamt Zwickau)



Abb. 6b Würzburg, Blick auf Käppele und Marienberg mit dem geplanten Fernmeldeturm, Fotomontage (Verschönerungsverein Würzburg e. V.)